

Albert von Schirnding

## **"Was für ein erfreuliches Wesen ist der Mensch, wenn er ein *Mensch* ist" (Menander) Unzeitgemäße Gedanken zur humanistischen Bildung**

Manchmal denke ich, man sollte den Rest des Lebens über wenigen alten Texten zubringen, nichts weiter. Für sich noch einmal entdecken, was längst gesehen und gesagt ist. Solchen Träumen, die sich vor allem dann einstellen, wenn wieder einmal das jüngste umfangreiche Druckerzeugnis eines Zeitgenossen zur Lektüre ansteht, liegt das Robinson-Syndrom zugrunde, die Sehnsucht nach der einsamen Insel und den drei oder fünf Büchern, die man mitnehmen darf. Ein Band wäre dabei, der *Eröffnungen* hieße und Proömien, Prologe, Vorreden zu Werken der Weltliteratur enthielte, lauter Anfänge, die das Glück der Erkenntnis versprechen. In diesem Band wäre Platon mindestens dreimal vertreten: mit den Overtüren zum *Gorgias*, zum *Gastmahl* und zum *Phaidros*.

*Phaidros* zum Beispiel. Der Dialog, der nach Phaidros, dem jugendlichen Gesprächspartner des Sokrates, heißt, ist ein Werk des Rückblicks. Von seinem zweiten Aufenthalt in Sizilien, wo Platon seine Utopie eines vernunftregierten Staates zu verwirklichen hoffte, enttäuscht zurückgekehrt, erinnert er sich: an die Zeit des eigenen Anfangs, als er selbst so jung war wie Phaidros, er und seinesgleichen dem Sokrates jederzeit auf der Agora, im Gymnasion oder beim Symposion begegnen konnten; er erinnert sich an die Morgenfrühe der Philosophie. In der Einleitung zum *Phaidros* ist diese Atmosphäre des Anfangs, des An-der-Schwelle-Stehens unnachahmlich eingefangen.

"Mein lieber Phaidros, wohin denn und woher?" Mit dieser Frage des Sokrates beginnt das Gespräch. Philosophie fragt nach dem Wohin und Woher, auch das Curriculum humanistischer Bildung verknüpft die Bestimmung des Ziels mit der Erinnerung an die Herkunft.

Woher? Phaidros kommt eben von Lysias, dem Star-Rhetoriker, der mit seinem neuesten Bravourstück auf Tournee ist und in Athen im Haus eines gewissen Morychos gastiert hat. Dieser Morychos ist ein stadtbekannter Schlemmer und Gourmet. Seit dem frühen Morgen hielt sich Phaidros ununterbrochen dort auf, saß zu den Füßen des Virtuosen, hing an seinen Lippen. Jetzt ist er vor die Stadt gegangen, um sich die Füße zu vertreten. Denn sein Freund, der Arzt Akumenos, hat ihm geraten, sich Bewegung im Freien zu machen, das sei gesünder als das Gehen in den Straßen. Auch damals gab es, unter dem Einfluss der Sophistik – und Lysias ist in Platons Darstellung einer ihrer hervorragenden Vertreter -, so etwas wie eine Gesundheitsbewegung. Fragen der Lebensführung, der Diätetik, der Makrobiotik drängten sich in den Vordergrund, wurden diskutiert und von Fachleuten in Rezeptform gebracht. Nach opulenten Mahlzeiten sind Verdauungsmärsche angezeigt; am besten, man geht gleich die vierzig Kilometer bis Megara und zurück. Achtzig Jahre sind seit der Schlacht von Marathon vergangen, der erste Marathonlauf war eine Sache auf Leben und Tod. Inzwischen hat das Dasein seinen Ernst verloren, es gibt nichts mehr, wofür sich zu leben oder gar zu sterben lohnt. Für die athenische Jugend sind Sicherheit, Wohlstand, Freiheit selbstverständlich geworden. Marathon- oder Megaraläufe gehören mittlerweile ins Fitness-Programm.

Sokrates scheint elektrisiert zu sein. Was, Lysias hier in der Stadt? Du hast ihn gesehen, gesprochen? Phaidros: Allerdings! – Er glüht vor Stolz und Begeisterung.- Ja, und worüber ging denn das Gespräch? Ach, ich vergaß: Ein Lysias führt ja keine Gespräche. Er hat euch im Haus des Feinschmeckers mit einer seiner köstlichen Reden bewirtet.- Richtig! Hast du Zeit, Sokrates? Dann wirst du von mir ihren Inhalt erfahren.- Für derlei, mein lieber Phaidros, habe ich immer Zeit. Das sind die Dinge, die das Leben lebenswert machen, nicht die Alltagsgeschäfte und der Gewinn, den sie abwerfen, wie die Berufstätigen glauben.- Du wirst staunen, Sokrates, eine tolle Rede, so etwas hast du noch nicht gehört.- Fang schon an, das Wasser läuft mir im Mund

zusammen. Aber sag mir noch: Was war denn überhaupt das Thema?- Eigentlich die Liebe, der Eros.- Sokrates, aufs neue elektrisiert: Wie wunderbar, Lysias über die Liebe! Ein Logos erotikós! Aber was meinst du mit "eigentlich"?- Ja, weißt du, es war eine Liebesrede und auch wieder keine. Das war nämlich gerade der Witz: Der Redner ist überhaupt nicht verliebt, und so redet er dem Jungen ein, es sei besser, einen Nichtverliebten zu erhören als einen Liebenden. Er macht ihm den Nichtverliebten so recht schmackhaft.- Ja, diese Meisterköche! Ich muss unbedingt wissen, was Lysias gesagt hat. Zwei Fliegen mit einem Schlag: Du marschierst und leistest deiner Gesundheit einen Dienst, und ich begleite dich und lasse mir die Rede erzählen.

Sokrates entdeckt dann die Textrolle, die Phaidros, im Begriff, die Rede auswendig zu lernen, im Gewand versteckt hält, und nötigt ihn, sie ihm vorzulesen. Der dazu passende Ort ist bald gefunden. Nicht weit vom Ufer des Ilissos-Flüsschens breitet eine hochgewachsene Platane ihre Zweige aus, eine Quelle entspringt hier, und der zu einem Hügel sanft ansteigende Boden ist mit dichtem Gras bewachsen. Ein paar Figuren und Weihebilder kennzeichnen den Ruheplatz als heilige Stätte: Er scheint den Nymphen und dem Flussgott geweiht zu sein. Freilich ist alles ein wenig verfallen und verwahrlost; der Mythos ist aus der Mode gekommen.

Sokrates und Phaidros treffen sich unterwegs, irgendwo, irgendwann, an einem ganz gewöhnlichen Tag. Sie sprechen im Gehen. Im Haus des Morychos saß der Junge unter geladenen Gästen wie angewurzelt dem Meister zu Füßen, die Veranstaltung hat Ausnahmecharakter, sie ist räumlich und zeitlich fixiert. In einem Fall gehört das Lehren und Lernen zum Alltag, begleitet den Fluss des Lebens, Denken heißt gemeinsames Nachdenken im Sinne von Nachgehen – unterwegs zu einem schwer bestimmbar Ziel, der Selbsterkenntnis. Im andern Fall ist man schon angekommen. Lysias weiß alles, was zu wissen nötig ist, und verabreicht sein Wissen an Nichtwissende wie der Koch seine Speisen an leere Mägen.

Der Mann, eine historische Figur, steht für die Sophisten, also Leute, die mehr wissen als die andern und die dem, der die Muße und das Geld dazu hat, von ihrer Bildung abgeben. Dazu bedarf es einer zweckrationalen Ausbildungsordnung, eines festen Stundenplans, geeigneter Räume. Der Lernstoff ist eindeutig umrissen, das Fach heißt Rhetorik; wer den Kurs absolviert hat, weiß sich in allen Lebenslagen zu helfen. Er lernt eine Technik, die Wirklichkeit nach Maßgabe seines Interesses zu manipulieren. Das ist sehr nützlich. Dem Lernziel entspricht der aktuelle Lerninhalt: eine Musterrede. Unterrichtsverfahren: Lehrervortrag; Lernzielkontrolle: wörtliche Wiedergabe des Auswendiggelernten. Das alles sind Dinge, die uns aus den Lehrplänen der Schule von heute, in der humanistische Bildung keinen Platz mehr hat, nur allzu vertraut sind.

Sokrates –die Gegenfigur. Hier das Zufällige der Begegnung, das Immer und Überall des lebensbegleitenden Philosophierens. Phaidros bewegt sich frei in einer offenen Landschaft. An die Stelle des Verhältnisses von allwissender Lehrerautorität und ahnungslosem, aufs Zuhören und Nachplappern reduziertem Schülertum ist der Dialog getreten. Der Inhalt der sophistischen Lehre wird durch einen zentralen Mangel gekennzeichnet: Die Liebe fehlt. Hätte Platon heute eine Programmschrift für die humanistische Bildung zu verfassen: Etwas *Phaidros*-Ähnliches müsste herauskommen. Der pädagogische Eros, der bei Lysias fehlt -: Hier ist er im Spiel. Als Liebe zur Sache und als Liebe zum Schüler.

Lysias bleibt mit seiner Weisheit allein. Die nichts als aufgeklärte Vernunft gibt sich ihr Gesetz selbst, kreist um die eigene Mitte. Sie ist unfähig, die Grenzen des Subjekts zu überschreiten auf ein anderes und jemand anderen hin, sich von fremdem Wesen berühren, gar erschüttern zu lassen. Das Wissen es Lysias beruht auf Werkzeugintelligenz; die Vernunft, die dieses Wissen hervorbringt, ist instrumentelle Vernunft. Vermittelt wird ein umfassendes Know-how, eine Technik der Lebensführung mit Erfolgsgarantie bei der Durchsetzung der jeweils individuellen Interessen und Machtgelüste. Der Sprecher der Rede will Macht über einen Jüngeren gewinnen,

ihn umschaffen zu einem, der ihm durch und durch gleich sei. Pädagogischer Eros würde da nur stören; es geht um Überwältigung. In der offenen Arena der athenischen Demokratie streiten die neuen Helden mit Worten um das Recht des Stärkeren. Vernunft, die sich als Rede äußert (*beides* heißt ja griechisch *logos*), zielt auf den anderen, sucht ihn zu treffen, zu verwunden, zu überwinden. *Kataballontes logoi* – niederschmetternde Reden – war der Titel einer Schrift des berühmtesten Sophisten Gorgias.

Hört man, was sich leider nicht immer vermeiden lässt, der Debatte zu, die Vertreter von Fachverbänden, Kommissionsmitglieder, sogenannte Entscheidungsträger über die "bildungspolitischen Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft", wie das dann heißt, führen, hat man zunächst den Eindruck, die unterschiedlichsten Konzepte hätten ihre Fürsprecher. In einem Punkt herrscht, wie sich dann zeigt, doch weitgehende Übereinstimmung: Die Schule muss den heranwachsenden Menschen lebensstüchtig machen in einem immer rücksichtslosere globale Formen annehmenden Kampf ums Da- und Wohlsein. Von Bildung, Forschung, Innovation hänge es ab, "welchen Platz Deutschland im vereinten Europa und im globalen Wettbewerb einnehmen wird ..., ob wir auch in Zukunft eine wissenschaftlich-technisch wie wirtschaftlich führende Nation sein können". So Hubert Markl als Hauptredner eines im April 1998 vom damaligen Kultusminister Hans Zehetmair veranstalteten Mammutkongresses, der unter dem militanten Motto einer *Bildungsoffensive Bayern* stand. Funktionstüchtigkeit des Einzelnen im Rahmen einer gnadenlosen Konkurrenzgesellschaft als oberstes Bildungs- und Erziehungsziel entspricht sehr genau dem sophistischen Ideal. Mit seinem Ursprung, dem von Jacob Burckhardt nachdrücklich hervorgehobenen agonalen Prinzip der Griechen, das den edlen sportlichen Wettstreit meint, hatte das von den Sophisten proklamierte Recht des Stärkeren ebenso wenig zu tun wie der bildungsdarwinistische Grundzug aktueller Bildungskonzepte.

In Sokrates begegnet der junge Phaidros einem Lehrer, dessen Menschen- und Weltbild von dem des Lysias grundverschieden ist. Die sokratische Vernunft richtet sich nach innen, auf das eigene Selbst. "Die Grenzen der Seele wirst du im Gehen nicht ausfindig machen, auch wenn du jeden Weg beschreitest; so tief ist ihr Sinn (*logos*)." Das hat Sokrates bei Heraklit gelesen. Euripides hatte ihm dessen Buch geliehen und auf die Frage, wie er es finde, die Antwort bekommen: "Es bedarf eines delischen Tauchers". Bei Delos ist das Meer besonders tief. Wer in die Seele eintaucht, sich auf Selbsterkenntnis einlässt, verliert – wenigstens zunächst – allen Boden unter den Füßen. Mit dem Wissen, das der Taucher erwirbt, kann er im praktischen Leben, wiederum muss man hinzufügen: zunächst – wenig "anfangen". Es ist, wie Sokrates im *Gastmahl* sagt, zweifelhaft und traumbildartig, entzieht sich dem definitiven Zugriff, ist nicht einfach mitteilbar: Nur in gemeinsamer Bemühung kann man ihm nachgehen.

Die eingehendste Auseinandersetzung mit der Sophistik hat Platon im *Gorgias* geliefert, wobei die ethische Fragestellung in Kosmologie mündet. Das moralische Problem: *Wie soll man leben?* lässt sich nur im Blick auf den Gesamtcharakter der Wirklichkeit entscheiden. Im Kosmos des Kallikles, der als radikaler Vertreter der Sophistik seine zurückhaltenderen Vorgänger Gorgias und Polos abgelöst hat, herrscht der Wille zur Macht. Sokrates hält ihm ein anderes Weltbild vor Augen: "Es sagen aber die Weisen, Kallikles, dass Himmel und Erde, Götter und Menschen durch Gemeinschaft zusammengehalten werden sowie durch Freundschaft, Einordnung, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit – und dieses Ganze nennen sie eben deshalb Ordnung (*kosmos*), mein Freund, nicht Unordnung (*akosmía*) und Zügellosigkeit (*akolasía*). Du aber scheinst mir darauf deinen Sinn nicht zu richten, und das, obwohl du so klug bist, sondern es ist dir verborgen geblieben, dass das geometrische Gleichmaß unter Göttern und Menschen Großes vermag. Du jedoch glaubst, es sei nötig, auf das Mehrhabenwollen, das Übermaß (*pleonexía*) auszugehen. Du vernachlässigst eben die Geometrie."

Es gilt also nicht das *homo homini lupus*, das *bellum omnium contra omnes*, vielmehr ist der Mensch prinzipiell der Freund des anderen Menschen. Er ist es aber nicht ohne weiteres, er muss erst der *werden*, der er seinem Wesen nach *ist*. Darauf verweist der Dictum des Menander, das im Titel dieser Überlegungen erscheint: "Was für ein erfreuliches Wesen ist der Mensch, wenn er ein *Mensch* ist." Das Wort *anthropos* kommt hier zweimal vor, einmal in normaler, sozusagen biologischer Bedeutung, dann im emphatischen Sinn des Wortes, der uns in seiner lateinischen Fassung als *humanitas* vertraut ist. Mit der ersten, natürlichen Geburt ist es nicht getan, es muss ein Weg zurückgelegt werden, der den Menschen "in Form", in sein wahres Selbst bringt, und dieser Weg heißt Bildung (*paideía*). Um ihn zu gehen, bedarf er eines wegeskundigen Helfers, das ist der Lehrer. In Platons Höhlengleichnis hat die griechische Vorstellung von Bildung als Weg ihre einleuchtendste, freilich nur bildhafte, also indirekte Beschreibung gefunden.

Zwei Momente daraus will ich hervorheben. Das eine ist die Gewaltsamkeit des Prozesses, die sich aus den Widerständen ergibt, auf die er notwendigerweise stößt. Der Ausgangszustand ist bekanntlich der von Höhlenbewohnern, die am Nacken und an den Beinen so gefesselt sind, dass sie den Kopf nicht umdrehen und ihren Platz nicht verändern können; sie sind gezwungen, auf die das Höhleninnere abschließende Wand zu starren, auf die Schatten, die hinter ihrem Rücken vorübergetragene Gegenstände auf diese Wand werfen. Sie vermischen nichts, wissen nicht, dass sie nichts wissen: nichts von dem, was hinter ihnen geschieht, nichts von dem Feuer, das die Lichtquelle für ihr höchst mangelhaftes Sehen und die Sichtbarkeit der Schatten bildet, nichts von der Öffnung, die die unterirdische Höhle mit der Außen-, der Oberwelt verbindet. Weil ihr Bewusstsein mit ihrer defizienten Verfassung identisch ist, sind sie mit sich selbst und der Welt zufrieden. Ihre Augen haben sich an das Dunkel angepasst, in dem sie ihre Wahrnehmungen machen, die Beine an die durch die Fesselung bedingte Bewegungslosigkeit.

Wenn nun einer, vom pädagogischen Eros getrieben, Hand an sie legt, die Fesseln löst, sie dazu zwingt, aufzustehen und den Nacken umzudrehen, tut das natürlich furchtbar weh. Zum Muskelschmerz der Beine, zum Schmerz der Blendung, die das mangelhafte Sehen zunächst in völlige Blindheit verwandelt, kommt die ungeheure Anstrengung, die es kostet, den steilen Weg nach oben zu überwinden. Der bekannteste Spruch des Menander, der gern von Paukern alter Schule zur Rechtfertigung ihrer inhumanen Praxis missbraucht wurde, lässt sich an diese Stelle des von Platon dargestellten Bildungsvorgangs anschließen, dass nämlich der nicht geschundene Mensch nicht ans Bildungsziel komme. Der Zwang, den der philosophische Lehrer im Höhlengleichnis ausübt, um dem unwilligen Schüler zu uneingeschränkter Bewegungsfreiheit und zum vollen Glück der Erkenntnis zu verhelfen, hat aber nichts mit der Wirklichkeit und Wahrheit dessen zu tun, was ihn schließlich außerhalb der Höhle erwartet, sondern resultiert aus seinem anfänglichen Gefesseltsein.

Damit bin ich beim zweiten Moment des Bildungsgleichnisses, das ich herausgreifen möchte. Der Anfangszustand ist unnatürlich, Platon spricht vom *pathos*, also dem Leiden der Höhleninsassen. Sie haben ja Augen, die nicht nur die vagen Umrisse von Schatten erkennen, sondern viel schärfer sehen können, und sie verfügen über Beine, die stehen und gehen können. Der Gefesselte ist nur subjektiv mit seiner Verfassung identisch, objektiv steht sein Körper im Widerspruch zu seiner Befindlichkeit, seine wichtigsten Kräfte liegen brach. Die "Lösung" und "Heilung", die ihm via Bildung zuteil wird, widerfährt ihm also, wie Platon ausdrücklich sagt, seiner Natur entsprechend (*physei*). Und der zum Gehen und Sehen geborene Mensch ist erst dann ein erfreuliches Wesen, wenn er nach Maßgabe seiner Möglichkeiten zu gehen und zu sehen gelernt hat.

Was der am Ziel des Bildungsweges Angelangte sieht, ist eine Welt, deren Existenz und Wahrnehmbarkeit der Sonne als höchster Instanz zu verdanken ist, also einen Kosmos, kein Chaos. Die Welt ist gut, sie ist "in Ordnung"; in der Übertragung des Gleichnisses auf die Ebene des eigentlich Gemeinten wird aus der Sonne die Idee des Guten.

Bei Aischylos und Sophokles heißt diese höchste Idee noch Zeus, bei dem gut hundert Jahre älteren Solon sorgt die Göttin Dike für die Herstellung der Gerechtigkeit – allerdings bedarf sie dazu schon der Zeit. Als Menander am Ende des vierten Jahrhunderts seine Komödien schrieb, war es mit dem religiösen Optimismus der Griechen vorbei, und der philosophische Optimismus war Sache einer elitären Minderheit. Nicht Zeus, sondern Tyche, der launische Zufall, regiert die Welt. Im Jahre 1959, als ich gerade mein Studium beendet hatte und als Referendar mein erstes Schuljahr absolvierte, kam eine fast vollständige, wahrscheinlich 316 v. Chr. in Athen zum erste Mal aufgeführte Komödie Menanders zum Vorschein, der *Dyskolos*, was man als *Griesgram* oder *Menschenfeind* übersetzen kann. Der verwöhnte junge Athener Sostratos, Sohn eines Großgrundbesitzers und einer Mutter, die es sich leisten kann, ihrem religiösen Tick zu frönen, indem sie mit großer Dienerschaft von einem Wallfahrtsort zum nächsten reist, Sostratos hat sich auf einem Jagdausflug in ein armes Bauernmädchen verliebt, das er in einem Dorf an einer dem Gott Pan geweihten Grotte opfern sah. Im Licht der Leidenschaft kommen ihm seine städtischen Vergnügungen auf einmal schal vor, und er kehrt, um das Mädchen wiederzusehen, in das erbärmliche attische Nest zurück. Aber der krankhafte Menschenhass des Vaters seiner Angebeteten, eines durch Armut und böse Erfahrungen hart und grob gewordenen Bauern, macht zunächst jede Möglichkeit der Annäherung zunichte. Da aber kommt sie selbst aus der Hütte, einen Krug in der Hand, um in der gegenüberliegenden Pansgrotte Wasser zu schöpfen. Man tut das eigentlich nicht, es ist ja Weihwasser – aber die Magd hat den einzigen Eimer in den Hofbrunnen fallen lassen! Wenn das der Alte bemerkt, wird er sie zu Tode prügeln. Das häusliche Unglück ist das Glück des verliebten Sostratos: Er bietet dem Mädchen seine Hilfe an und eilt mit dem Krug ins Heiligtum. Als er der Geliebten das volle Gefäß reichen will, tritt ein alter Knecht dazwischen, nimmt ihm unfreundlich den Krug aus der Hand und drängt das Mädchen ins Haus. Der Knecht unterrichtet Gorgias, den Bruder des Mädchens, über den Zwischenfall. Dieser wirft ihm vor, dass er nicht strenger gegen den fremden jungen Mann vorgegangen ist. Solchen Tagedieben aus der Stadt muss man anders kommen – sie haben es auf unsere Mädchen abgesehen, und uns bleibt dann zur Armut auch noch die Schande! In diesem Moment erscheint Sostratos im eleganten Jagdumhang schon wieder am Ort seiner Sehnsucht. Man sieht es, sagt Gorgias, auf den ersten Blick, dass der Kerl böse Absichten hat. Und nun nimmt er den Altersgenossen ins Gebet:

*Es gibt, so glaube ich, für alle Menschen, die vom Glück verwöhnten wie die, denen es schlecht geht, eine Grenze und einen Wechsel. Den Glücklichen verlässt sein Glück nicht, solange er es zu ertragen vermag, ohne ein Unrecht zu begehen. Die aber, die Mangel leiden, dürfen, wenn sie nichts Böses tun in ihrer Not, auf die Zeit vertrauen und ein besseres Geschick erwarten. Sei also deiner Sache, wenn du im Überfluss lebst, nicht allzu sicher und verachte andererseits uns Arme nicht!*

Sostratos hört aus dieser mit der Unbeholfenheit eines Bauernburschen, dem keine humanistische Bildung zuteil wurde, vorgetragenen Moralpredigt nur den Verdacht, den der andere auf ihn geworfen hat: Du willst meine Schwester verführen! Es gelingt ihm aber, Gorgias davon zu überzeugen, dass er ehrliche Absichten hat. Die beiden schließen Freundschaft. Ein Plan wird entworfen, wie das unmöglich Scheinende: die Zustimmung des bissigen Alten zur Hochzeit seiner Tochter mit einem der verhassten Stadtmenschen errungen werden könnte.

Was Gorgias sagt, klingt nach griechischer Allerweltsweisheit. Läuft nicht der Trost der Unglücklichen auf das bekannte Ausgleichsdenken hinaus: Heute geht's mir schlecht und dir gut, aber morgen wird es umgekehrt sein? Du tust also gut daran, dich nicht allzu sehr aufzublähen in deinem Glück. Hört man genauer hin, werden unter der vertrauten Oberstimme andere Töne vernehmbar. Gorgias rechnet gar nicht wirklich mit einem Wechsel. Der Glaube an eine gerechte Weltordnung ist im Athen des ausgehenden vierten Jahrhunderts, wie gesagt, weitgehend hinfällig geworden. Auch der Märchenschluss der Doppelhochzeit zwischen reich und arm (nicht nur Sostratos bekommt das bettelarme Bauernmädchen, auch Gorgias bekommt die Schwester des

Sostratos zur Frau, wie es sich eben für eine Komödie gehört) ändert nichts am sozialen Tatbestand des krassen Unterschieds der Lebensverhältnisse. Keine höhere Instanz greift ein. Wenn ein Wechsel stattfindet, ist er nicht Ausdruck eines göttlichen Willens, sondern entspringt dem Zufall. Er tritt in Gestalt der *Tyche* in zahlreichen Komödien Menanders als Prologsprecher auf. Der von den Göttern verlassene Mensch muss sich selbst helfen. Angesichts der fundamentalen Unsicherheit aller Lebensverhältnisse, unter dem Szepter der launischen Glücksgöttin *Tyche* sind die Reichen und die Armen, die Glücklichen und die Unglücklichen gleich. Die moralische Folgerung und Forderung heißt Solidarität. Das entscheidende Wort steht am Anfang der Rede des Gorgias: Für *alle* Menschen. Es handelt sich um die Geburt des Humanitätsgedankens aus dem verlorenen Glauben an eine umfassende Weltordnung.

Weil aber auch schon in der Zeit, als der Glanz der olympischen Götter noch ungebrochen war, der griechische Mensch sich nicht als ihr Eben-, sondern als ihr Gegenbild begriff, als ein für ein mühevolleres Leben bestimmter Sterblicher, dessen Existenz nicht wirklicher ist als der *Schatten eines Traums*, konnte diese neue Humanität aus dem Geist der Sympathie, der Leidensgenossenschaft, fast bruchlos aus dem Menschenbild hervorgehen, das die Sphäre der Götter noch miteinbezog. Das *Erkenne dich selbst!*, der apollinische Imperativ auf dem Tempel zu Delphi, ist ja die abgekürzte Formel für die Aufforderung an jeden Eintretenden, sich an die eigene Sterblichkeit zu erinnern. Aus der erfahrenen und bedachten Hinfälligkeit des von Unglück und Tod bedrohten Daseins erwuchs die griechische Menschlichkeit, die längst entdeckt war, ehe es den Begriff der Humanität gab.

Die bloße Frage, ob biotechnisches Material, das durch Tötung von Embryonen gewonnen wird, für den medizinischen Fortschritt verwertet werden soll, hätten die Griechen als Hybris empfunden. Wenn sie aber heute im Nationalen Ethikrat säßen, würden sie mit einem *Nein* stimmen, das an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließe, und dieses Votum ergäbe sich aus dem Menschenbild, wie wir es aus ihrer Literatur: aus Homer, den Lyrikern, ob sie Archilochos, Mimnermos, Solon, Pindar heißen, den Tragikern Aischylos, Sophokles, Euripides, den Komödiendichtern Aristophanes und Menander, den Geschichtsschreibern Herodot und Thukydides, den vorsokratischen Philosophen und vor allem aus Platon, Aristoteles und Epikur kennen. Natürlich trägt dieses Menschenbild bei jedem der genannten Autoren seine spezifischen Züge, ein wunderbarer Reichtum von Gestalten und Gedanken tritt uns aus ihnen entgegen. Um so eindrucksvoller ist die Übereinstimmung im wesentlichen: der Mensch als ein begrenztes, sterbliches Wesen, das sich, um wahrhaft *Mensch* zu sein, dieser Begrenztheit bewusst werden soll. Das gilt noch für einen scheinbar so stolzen und hochfahrenden Satz wie den des Sophisten Protagoras, dass der Mensch das Maß aller Dinge sei. Man muss nämlich in dem Wort *Maß* die Warnung vor der *Vermessenheit* mithören.

Die Schüler könnten also bei den Griechen etwas über eine sinnvolle Selbstbegrenzung menschlicher Machtausübung lernen. Es geht um Einsichten und zugleich um Haltungen, Verhaltensweisen. Hans Jonas stellt das Chorlied aus der *Antigone* des Sophokles ("Ungeheuer ist viel, doch nichts ungeheurer als der Mensch") an den Anfang seines *Versuchs einer Ethik für die technologische Zivilisation*. Das *Prinzip Verantwortung*, das an die Stelle des *Prinzips Hoffnung* getreten ist und nicht ohne Verzicht auskommt, wird heute in den unterschiedlichsten Bildungskonzepten beschworen. Antike Bescheidungs-, Bescheidenheitsethik eignet sich um so besser zur propädeutischen Unterweisung, als sie das Fundament aller europäischen Denkanstrengungen bildet, das menschliche Handeln mit Vernunft zu verbinden, das individuelle ebenso wie das politische. "Wo Hybris blüht, denkt an Athen und Hellas", sagt (in den *Persern* des Aischylos) der aus dem Grab aufgestiegene Schatten des Perserkönigs Dareios und meint die Niederlage seines Sohnes Xerxes bei Salamis.

Neben dem Wettbewerbsgedanken, von dem oben die Rede war, beherrscht die gegenwärtige Bildungsdiskussion die Einsicht in die progressive Dynamik der Veränderungen, denen die Welt von morgen durch Gen- und Computertechnik unterworfen sein wird. Zum globalen, also räumlichen Aspekt kommt der zeitliche einer rasant zunehmenden Innovationsverdichtung. Informationen veralten so rasch wie die Apparate, die sie uns liefern. Berufliche Kompetenzen, die ja meistens auf Informiertheit beruhen, verlieren im Sog der Fortschrittsbeschleunigung ihre Zuständigkeit.

Eine Schule, die vor allem berufsbezogenes Spezialwissen vermittelt (und das tut auch das heutige Gymnasium in erster Linie), gießt Wasser (oder Wein) in ein Fass ohne Boden. Je aktueller die Lehrpläne, um so rascher sind sie überholt. Sie sollten sich also eher auf Strukturen und Inhalte ohne Verfallsdatum konzentrieren. Wir sind hier dem Humboldtschen Begriff der Allgemeinbildung sehr nahe, jener "gewissen Bildung der Gesinnungen und des Charakters, die keinem fehlen darf". Wer sie erworben hat, wird sich "die besondere Fähigkeit seines Berufs nachher sehr leicht" aneignen und "behält immer die Freiheit, wie im Leben so oft geschieht, von einem zum andern überzugehen". Hier haben wir die Lernbereitschaft, die Flexibilität und Mobilität, die heute als wichtigste Qualifikationen für die Welt von morgen formuliert werden. "Fortschrittsbewirkte Veränderung erhöht den Wert zukunftsfähiger Herkunftsbestände". So der Philosoph Hermann Lübke als einer von vielen Rednern bei dem erwähnten bayerischen Bildungskongress. Er bestimmte die spezifisch moderne Funktion des Gymnasiums als Stätte so genannter klassischer Bildung. *Klassik* sei nichts anderes "als ein Sammelbegriff derjenigen kulturellen Bestände, die alt und unbeschadet ihres Alters nicht veraltet sind".

Eine maximale "Veraltensresistenz" lässt sich den antiken Lerninhalten auch im Hinblick auf die individuelle Lebensgestaltung zuschreiben. Die sich überstürzenden Fortschritte der Computertechnik werden zu einer drastischen Verringerung der Arbeitszeit führen. Das heißt, dass der Einzelne weniger verbraucht, aber auch weniger gebraucht wird. Von innen droht Leere, von außen Überschwemmung durch die steigende Flut des kommerziellen Angebots. Da wird eine möglichst reiche Allgemeinbildung zur Existenzfrage. Die humanistische Bildung, die ja von Haus aus die möglichst allseitige Entwicklung der kognitiven und emotionalen Anlagen des Menschen im Blick hat, weckt intellektuelle Neugier, ergänzt unser Verfügungswissen durch Orientierungswissen, stiftet Identität durch Erinnerung an unsere Herkunft (*Mein lieber Phaidros, wohin denn und woher?*), eröffnet Spiel-Räume. Können wir es uns leisten, ein solches Potential Tendenzen zu opfern, die so aktuell sind, dass sie morgen schon schal geworden sein müssen? "Um so mehr", lesen wir bei Plutarch, "sind die Bauten des Perikles zu bewundern: geschaffen in kurzer Zeit für lange Zeit, so schön, dass sie im Augenblick ihrer Entstehung die Patina der Vorzeit zu tragen, so glanzvoll, dass sie auch heute noch gerade erst aus der Hand des Meisters hervorgegangen zu sein scheinen. So bewahren sie, unberührt von der Zeit, ihr blühendes Aussehen, als ob sie den Atem unvergänglicher Jugend und eine Seele hätten, die niemals altert."